

eben und
rechten 8,
3, 3, 3
Uhr
Satzburg,
stein und
nach den
schönen
Beclangen
Ausgabe
Str. 2),
überstraße
der Post

en.

rechten.
in den
nen, die
des Des-
Armada
stet, da
sicher —
hne jede
einem
es übrig
in Kind
ingling,
an man
III. in
on dem
ein aus
nentlich
ngland.
binnen
das
Some
Volle
wären,
immer
a wird
andener
er, und
und ge-
dnisses
gland!
u sich
Falles
o lang-
ngland
der es
epunkt
seines

or den
ihnen
wird
zu zer-

er Du
ng von
rophe-
s vor
Bein
il der
man
jahres
s die
nung
aller
ndes
erium
über-

274
leben
273
nach
ges-
erthe,
stund

ungs-
für
die sei

Be-
re-
ung-
des
alten,
nten,
gene
rön-
Der
undet
ng-
weg
eilen
geht,
men
oller

und
atio-
eine
so
uch
gen-
ig-
les
nig
von
hm

der
zu
cht-
die
gen
us-
me

Wendung nehmen und dadurch die Krönung verschoben werden oder ganz unterbleiben müssen, allgemeine Bestürzung und Niedergeschlagenheit hervorrief. Auch ist es wohl noch nicht vergessen, daß Königin Alexandra den Damen des Adels nahelegte, bei den Befehlen die heimische Industrie zu berücksichtigen und sich nicht an das Ausland zu wenden, gewiß sehr löblich bei der wirtschaftlichen Depression infolge des Burenkrieges! — Nachdem dann das Salbgefäß mit dem heiligen Oele gefüllt ist, wird es auf den Altar niedergestellt. Es ist ein Goldgefäß in Form eines die Flügel ausbreitenden Adlers. Der König leistet den Eid auf die Verfassung, schreitet dann in Begleitung des Oberzeremonienmeisters zum Altar, während ihm das Staatschwert vorgetragen wird. Das karminrothe Gewand, das er bisher getragen, wirft er ab und nimmt auf dem altnordischen Thron König Eduards Platz, während vier Ritter vom Hofenorden den Thronhimmel über ihn halten. Der Dekan von Westminster ergreift das Gefäß und den goldenen Löffel, der aus dem zwölften Jahrhundert stammt und dessen Stiel mit vier Perlen geziert ist, reicht beides dem Erzbischof von Canterbury, der die Salbung mit den Worten vollzieht: „Sei gesalbt mit dem heiligen Oele, wie Könige, Priester und Propheten gesalbt waren.“ Auf diese Zeremonie folgt die Bekleidung mit den Amtsgewändern: den Chorpelztragen hängt ihm der Erzbischof von Canterbury um, es folgt die Abbe, eine Art weißes Chorkleid, das mit goldenem Gürtel um die Taille befestigt wird, der Dekan von Westminster legt ihm die Stola um die Schultern, der Oberzeremonienmeister die Dalmatica. Sodann empfängt Eduard VII. die Spore, das Staatschwert, die königliche Robe, das Kreuz und den Reichsapfel. Nun steht ihm der Primas des Reiches, der Erzbischof von Canterbury, einen glatten goldenen Keif an den vierten Finger der rechten Hand. Dieser Ring, der mit einem großen Rubin mit eingravirtem Kreuz des heiligen Georg geziert ist, legt dem Könige die Verpflichtung auf, den Glauben zu erhalten und zu verteidigen. Darauf erhält der König das Scepter und einen von einer Taube gekrönten Stab und hierbei ermahnt ihn der Primas: „die Stolzen zu erniedrigen und die Niedrigen zu erhöhen.“ Nachdem noch der Herzog von Norfolk ein Paar Handschuhe dem Könige überreicht hat, kniet dieser nieder und unter Trompetentusch und Kanonendonner setzt ihm der Erzbischof die Krone auf das Haupt, während das Volk das „God save the King“ erschallen läßt. Endlich empfängt der König noch die Bibel, der Segen wird gesprochen, das „Te Deum laudamus“ gesungen und nun wird der König vom Primas, den Bischöfen und von Pairs des Reiches auf den Thron gehoben. Um diesen Thron reihen sich die Großwürdenträger des Reiches, welche die Embleme der Herrschermacht tragen. Unter ihnen befindet sich auch der Lord Marschall, der dem Könige am Tage der Krönung Kammerdienste geleistet und nachdem der König angelokelt worden, dessen ganzes im Schlafzimmer befindliches Mobiliar als sein Eigenthum mit Beschlag belegt und zu sich nach Hause hat schaffen lassen. — Den Schluß der Krönungszeremonie macht die Verlesung der Mahnrede aus dem Zeremonienbuche und die Huldbigung des Adels. Unterdessen spendet der Lord Schatzmeister mit freigebiger Hand Gold- und Silbermünzen, die unter das Volk geworfen werden.

Zu der umständlichen Zeremonie stehen die angeblichen Rechte des Königs in richtigem Verhältniß, die der König angeblich noch besitzt. Nur kneidend darf ihm der Unterthan nahen, aller Besitz an Häusern, Ländereien etc. gehört ihm und der jeweilige Inhaber trägt es nur von ihm zum Lehen. Kein Engländer darf ohne seine Erlaubniß das Land verlassen und wer sich im Auslande befindet, hat auf sein Geheiß sofort und unweigerlich zurückzukehren und was dergleichen mehr ist. Man sieht — das Alles steht lediglich auf dem Papier, ist aber durch die dem König Johann abgerungene Verfassung, die im Laufe der Jahrhunderte immer weiter ausgebildet wurde, all seiner tatsächlichen Bedeutung entkleidet worden und ist ein alter Jopf, wie die ganze Krönungszeremonie. Man sieht, wo Verfassung und Geseze so freibeitlich sind wie nur in irgend einem Lande, da sind Sitte, Tradition um so härter und strenger. Im Lande der freiesten Meinungsäußerung in Wort und Schrift und der beschränktesten Polizeigewalt sitzen Richter und Advokaten in langen Allonge-Perücken zu Gericht und wer mit dem Messer ist, wird ebenso behandelt wie Jemand, der silberne Löffel gestohlen hat — und im Lande des ausgebildetsten, demokratischen Konstitutionalismus ist der König angeblich Herr über Leben und Eigenthum seiner Unterthanen.

Höhe Gold.

Von v. Borgstedt.

(7. Fortsetzung.)

Erwin Feldbach saß in seinem Zimmer vor dem zurückgeschandten Goldreiß und den eisigen, verächtlichen Antwortzeilen. Sein schönes Gesicht war bleich und traurig; hätte er heute das Geschehene rückgängig machen können, würde er es gethan haben. Eine unnenbare, verzehrende Sehnsucht erfaßte ihn, noch einmal nur einen Blick in Erdmuthes dunkle Augen zu thun, noch einmal seinen Strahl seliger Freude wie einst auf ihren süßen Zügen zu lesen! Er hatte sie aufgegeben um des Glanzes, des Reichthums willen und liebte sie doch! O seltsames, unbegreifliches Räthsel der Menschenhele, dem Götzen Gold die Sonne des Lebens, Begeisterung, Reinheit und Himmel zu opfern. Der junge Mann preßte den Ring, welchen Erdmuth getragen, an seine Lippen und schlug dann mit lautem Rechen beide Hände vor das Antlitz.

„Ich kann nicht ein ganzes, langes Menschenleben arm sein,“ sagte er laut; „Erdmuth, Erdmuth, warum konntest Du nicht Leonie sein.“

Er sprang sich empor, der Goldreiß fiel klingend vom Tisch herab zur Erde und rollte durch das Zimmer; der erregte junge Mann achtete nicht darauf, seine Brust arbeitete trampelhaft, schwere, heiße Tropfen standen auf seiner Stirn. Nachdem er Erdmuth verloren, fühlte er erst, was er befehen hatte; fand er je wieder eine so reine, selbstlose Seele, ein so treues, liebevolles Gemüth? Wenn ihre Liebe groß genug gewesen wäre, selbst dem Sünder zu vergeben, wie er gehofft hatte, würde er freudig ein neues Leben an Leonies Seite begonnen haben. So unnatürlich der Gedanke gewesen war, Erwin hatte ganz bestimmt auf des Mädchens Zustimmung zu dem trennenden Schritt gerechnet; er war so sehr Egoist, daß er wußte, die Liebe zu ihm, der Wunsch, ihn glücklich zu wissen, sei der sanften Geliebten mehr als das eigene Wohl. Und nun war es so ganz anders gekommen! Da vor ihm lag das Schreiben, in dem ein Unbekannter ihm unterhöhlen seine Verachtung ausdrückte und ihm mittheilte, daß sein Vorgehen Erdmuth an den Rand des Grabes gebracht habe. „Die strafende Hand des All-

wissenden,“ schloß dieser Brief, „wird Sie zu finden wissen, davon können Sie überzeugt sein. Sie haben nicht allein menschliche Sagen, welche vom Manne Einlösung des gegebenen Wortes beanspruchen, sondern auch das göttliche Gebot mit Füßen getreten! Es steht geschrieben: „Du sollst nicht tödten!“ Sie aber haben eine Menschenhele gemordet. Wo aber der Arm des Sterblichen zu kurz ist, kommt derjenige, der Alles sieht und lenkt, um sich des zertretenen Geschöpfes zu erbarmen, und seine Rache ist langsam aber sicher!“

Erwin kannte jedes dieser Worte, welche schneidend in seine Seele gedrungen waren, und unaufhörlich flüsterte eine innere Stimme sie ihm zu. Eine fieberhafte, innere Unruhe hatte sich seiner bemächtigt, so daß Herr Parson ihn besorgt nach seiner Gesundheit fragte. Der Handelsherr schrieb sein verändertes Wesen anderen Ursachen zu, Ursachen, welche sein väterliches Herz mit Freude erfüllten.

„Zerstreuen Sie sich, Herr Feldbach,“ rief Herr Parson freundlich, „dann wird Ihre pessimistische Stimmung verfliegen. Meine Tochter ist übrigens zu Hause.“

Erwin hörte die Andeutung und wollte sie verstehen, er begab sich aus den Geschäftsräumen in die Wohngemächer hinauf und ließ sich Fräulein Parson anmelden. Er war noch niemals früher in einer solchen Stimmung gewesen, bereit, Alles, den ganzen Einfluß des Lebens auf eine Karte zu setzen. In sein schönes, bleiches Gesicht stieg eine flammende Röthe, seine Augen bligten. Nicht umsonst hatte er seiner Liebe entsagt, jetzt sollte ihn die Bauerin, die ihn in goldenen Ketten gefangen, für seinen Verlust entschädigen.

Mit einem verzehrenden Blick küßte er Leonies Hand, und neben ihr Platz nehmend, warf er einige unzusammenhängende Worte hin.

„Sind Sie krank?“ fragte Leonie sanft und fast angstvoll. „Sie sind so seltsam, Herr Feldbach.“

„Seltsam?“ wiederholte Erwin mit einem sonderbaren Lächeln. „Fühlen Sie nicht, Fräulein Leonie, was in meinem Herzen vorgeht? Haben Sie keine Ahnung von der lodernen Flamme, die in mir tobt, die mit ihrem verzehrenden Feuer an meinem Leben frist?“

Bedend saß das zarte Mädchen da, Röthe und Blässe wechselten auf ihrem Antlitz. Diese gläubige, leidenschaftliche Sprache beglückte und besänftigte sie gleichzeitig, und doch war der geliebte Mann ihr nie schöner, liebenswerther erschienen.

„Leonie!“ — Erwin Feldbach hat schon einmal mit Glück einen Fußfall versucht auf weichem Dünenand, nun probirt er ihn abermals auf dem weichen Teppich eines Salons; — können Sie um der Liebe willen übersehen, daß ich ein Untergeborner Ihres Vaters bin, wollen Sie mein Weib sein?“

Was Feldbach auszusprechen nicht wagte, einer anderen Stunde gedenkend, glaubte die gläubige, vertrauende Leonie zwischen seinen Worten zu lesen; ganz Wonne und Entzücken, gab und empfing sie den Brautkuß!

Das ernste, schweigende Mädchen war mit einem Schlage ein glückstrahlendes, frohes Menschenkind geworden, das bedingungslos vertraute und nun im Besitz des Geliebten sich Alles erfüllt sah, was ihr Traum, ihre Hoffnung gewesen.

Die Verlobung erregte einiges Aufsehen; dann aber fand man Herrn Parson recht vernünftig und pries ihn als liebevollen Vater; denn Leonie blühte sichtbar auf, und das Glück verlegte sie in eine übermüthige Laune. Erwin war einer wechselnden Stimmung unterworfen, bald zärtlich und liebreich, bald ernst und schweigend. Leonies frühere, krankhafte Nervenüberreizung schien auf ihn übergegangen zu sein.

Fräulein Vertram schüttelte bedenklich das Haupt, ihr Gesicht der junge Bräutigam nicht recht; aber Leonies Wonne durch ihre Zweifel zu beirrachtingen, kam ihr nicht in den Sinn. Dieses unglückliche, rasstlose Benehmen mochte ja auch der Ausbruch eines beseligten Herzens sein, dachte das alte Fräulein; die Jugend ist so ganz anders, so unberechenbar, so viel überschwänglicher als das Alter, und der Schritt vom einfachen Buchhalter zum Schwiegerknecht eines Millionärs war wahrlich dazu angethan, Erwin aus dem gewohnten Geleise zu bringen.

Nun war Feldbach am Ziel, nun fuhr er im eleganten Gespann an Leonies Seite, Glanz und Pracht umgaben ihn schon jetzt, und doch überkam ihn zuweilen ein Frösteln, eine Art Furcht vor der Zukunft. Kein Schlag seines Herzens war wie der des blonden Mädchens, sie würden sich in alle Ewigkeit nicht verstehen, er fühlte, er wußte das, und doch — dann warf er plötzlich sein Schweigen von sich und übermüthige Worte flossen von seinen Lippen, er küßte die Hände seiner Braut und sprach von ihrer Zukunft in Neben, welche zu schwülstig waren, um aufrichtig zu sein.

Aber die liebende Leonie empfand das nicht. Wann hat auch je ein Weib an Heuchelei des Geliebten gedacht? Wann hat es vorgefüßt, daß seine Macht zu fesseln, nur eine Spanne Zeit währt?“

„Zu adermüthig Deine Liebe schweifen
Bis dich an die Unmöglichkeit heran,
Kannst Du des Freundes Thun nicht mehr begreifen,
Dann fängt der Freundschaft fremder Glauben an!“

sagt der Dichter so schön, und das Weib glaubt an den Geliebten bis über die Möglichkeit hinaus, weil es nicht fassen kann, daß man aus freier Entschliegung wählen und dann wieder zu verneigen im Stande ist.

Mittsommerzeit! Aus tausend Rosenfeldern strömte be rauschender Duft, unzählige, weiße und blaue Blüten öffneten sich dem heißen, verengenden Sonnenschein, der wie ein flimmerndes Goldnetz über Thal und Höhen lag. Die Welt blühte in aller Vollkraft prangender Schönheit.

Im Wirthsgarten blühten Asters und Georginen, die Schwalben waren gen Süden gezogen, ein früher, kühler Herbst war dem Sommer gefolgt. Eine fröhliche, ja ausgelassene Gesellschaft füllte den „Goldenen Dorich“. Wie eine dicke, blaue Wolke schwebte der Rauch über dem Lachen und Gläserklang, den Augen Lelkes den Anblick der Jubelnden entrückend.

„Grüß Gott, Leefe Barßen!“ schallte da eine frische, fröhliche Stimme. „Wie geht's zur Stunde, Du Landratte?“

„Herzjes, Jens Petters!“ rief der Wirth, hinter seinem Glase aufspringend. „Meinte, Du sähest bei den Hottentotten oder hättest am Ende schon Salzwasser geschluckt.“

Der Matrose lachte laut auf.

„Du hast es ja gut mit mir im Sinn gehabt, Leefe!“ Teufel auch, Meerwasser ist bitter. Nun aber steh nicht da, sondern bringe mir und den andern Theerjaden einen guten Schlud.“

„Hast's ja verdammt eilig!“ polterte Barßen. „Deine Kehle ist draußen wohl ordentlich trocken geworden?“

„Das nicht,“ entgegnete Jens, sich mit dem Südwestwind auf dem Kopf auf einen Stuhl werfend; anstoßen will ich mit den Jungens, konntest auch wissen, auf wen.“

Leefe Barßen blieb breitpurig stehen, in jeder Hand mehrere

der geleerten Beidel, und ein verschmühtes Lächeln spielte um seine Lippen.

„Sieh, sie“ sagte er, Jens ganz eigen von unten herauf anblickend, „so also steht's um Deine Heimkehr? Geahnt freilich hat's mir; aber sieh einmal hierher, mein Junge.“

Die Gläser niederlegend, ergriff er des Matrosen Arm und zog ihn vor den Schenktisch. Ein Lächeln brutalster Schadenfreude überflog seine Züge, als er händereibend hinter die schlanke Gestalt des jungen Burichen trat, der, wie von einem Blitzschlag getroffen, todtbleich im Gesichte, zurücktaumelte.

Auch Telse war emporgesahren, ihre großen, blauen Augen öffneten sich unnatürlich weit, wildes Entzücken erschien auf ihrem Antlitz.

„Jens,“ schrie sie laut auf, hervorstürzend und an des Matrosen Brust sinkend, „Jens, mein Jens!“

Was gingen sie all' die erstauten, lächelnden Gesichter der nächsttretenden Gäste an, was zwimmerte sie der freidewige, wuthbebende Leefe Barßen; er war da, sie sah ihn wieder, das war ihr mehr.

Jens Petters blickte auf das junge Weib an seiner Brust herab, verständnißlos, ohne Bewußtsein. War es denn wirklich, wirklich wahr? Das war sie, seine Telse, die Telse, die ihm Treue versprochen bis in den Tod! Hier fand er sie, hier im „Goldenen Dorich“. Willenlos ließ er sich von Telse aus dem Zimmer ziehen, hinaus aus dem Hause, in den Garten. Als die süße Herbstluft seine Stirn umspielte, lehrte ihm die Besinnung zurück.

„Telse“, fragte er mit heiserer Stimme, seinen Arm frei machend, was bedeutet das, was thust Du hier?“

Mit schlaff herabhängenden Armen stand Telse da, über ihr weißes Gesicht mit der Falte zwischen den Brauen flog ein Jucken; aber die fest zusammengepreßten Lippen schwiegen.

„Telse, sprich, antworte!“ Und Jens schüttelte sie an der Schulter. „Sonst galt es dahem auf der Insel als Schande, Schenkmädchen zu sein, und Dich finde ich hier? Bei dem wüsten Gejellen, dem Barßen, bist Du im Haus, wo ich komme, Dich heimzuziehen, in meines Vaters Hütte?“

„Heimzuziehen!“ schrie Telse, die gefalteten Hände gen Himmel hebend. „Jens, Jens, sage es nicht, dies Wort, weißt Du's denn nicht?“

„Was soll ich wissen?“ fragte der Matrose ernst. „Mein Erinnern beginnt bei dem Tag, da wir zwischen den Dünen uns verprochen, und heute kam ich, mein Wort einzulösen, Telse, mein Wort, Dich zur Frau zu nehmen. Aber hast Du eine Schuld auf der Seele, dann heraus damit und gesteh' sie, damit ich weiß, wie ich daran bin mit Dir. Kennst ja das friesische Recht so gut als ich, mehr brauch' ich wohl nicht zu sagen.“

Die große, blonde Frau mußte sich an der Laube halten, neben der sie stand, so erzitterte sie, ein heißeres Stöhnen entrang sich ihrer Brust.

„Jens“, leuchtete sie endlich. „Jens — der Leefe Barßen ist mein Mann!“

„Dein Mann!“ Das war kein Sprechen mehr, das war ein lauter, gellender Schrei unbefreiblicher Verzweiflung: „Dein Mann!“

Die blauen Augen des Burichen funkelten in wildem Feuer, seine Hände ballten sich krampfhaft, seine ganze Gestalt bebte.

„Jens, um des Heilands Willen, verfluch mich nicht,“ rief Telse jammernd, sich an ihn klammernd, „verfluch' mich nicht!“

„So, meinst Du,“ stieß Jens hervor, „meinst Du? Also ruhig hingehen soll ich nun und mich noch bei Dir bebanten für das, was Du mir angethan hast? Dein Wort also galt Dir nichts!“

Er stieß sie zähneknirschend zurück und trat, seinen Hut zu Boden werfend, mit den Füßen darauf, — ganz lodernde, wahnsinnige Leidenschaft.

„Du weißt nicht, Jens, wie ich schon gebüßt habe, daß ich den Leefe Barßen nahm; habe Erbarmen mit mir, verzeh!“

„Nie, nie! Eher fällt die Sonne ins Meer!“

„Jens!“

Dann tiefe, lautlose Stille, das Schweigen des Todes, der Verzweiflung in der kühlen Herbstnacht, die vom Duft der Nachtviole erfüllt war.

Doch eben am Himmel leuchteten die Sterne, ein Rauschen und Raunen ging durch das Blattwerk, hier und da fuhr ein erschrecktes Vögelchen aus seinem Laubversteck empor.

Was ging denn vor im „Goldenen Dorich“, daß alle Thüren weit offen standen, das Gefinde ängstlich hin- und herließ, und ein Reuziger nach dem andern über die Schwelle trat? Man hörte nicht einmal Leefes barsche, scheltende Stimme, die doch sonst laut genug erschallt war, noch Telses ruhiges Organ. Die Beiden hatten wahrlich keine Lust zum Sprechen.

Die blonde, schöne Friesin lag still und weiß in der Stube auf dem Bett, die langen Flechten hingen halb aufgelöst herab, um den Mund lag ein harter, herber Ausdruck, die Hände waren zusammengeballt, und Leefe Barßen saß dabei, mit den blöden Augen auf sie niederstarrend, völlig gebrochen, das bereiteste Bild grenzenlosen Schmerzes. Telse war todt! Hinweggemäht mitten in Jugendblüthe und Kraft von dem Allesvernichter Tod, erdroßelt, ermordet in schweigender Herbstnacht! Man hatte am Morgen vorgebend auf ihre Befehle gewartet, und als man ihr Lager unberührt gefunden, hatte man sie zu suchen begonnen. Neben der Laube lag sie, mit dem Antlitz im Sande, regungslos; aber die bläulichen Finger Spuren an ihrem Halse sprachen deutlich genug.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

— Nur wenige Tage, und wir haben den höchsten Sonnenstand und die längste Tagedauer erreicht und überschritten, es geht dann wieder bergab, und trotzdem haben wir vom Sommer, abgesehen von einigen Tagen glühender Hitze, noch so gut wie gar nichts gehabt. Um den Frühling sind wir diesmal ganz und gar gekommen, und bezüglich des Sommers wird man schon nach den bisherigen Erfahrungen gut daran thun, die Erwartungen möglichst tief einzusparren, dann wird die Enttäuschung wenigstens nicht so bitter.

— Eine badische Bauernhochzeit, die sich sehen lassen konnte, wurde dieser Tage zu Breitenau im Wiesenthal abgehalten. Die Brautleute waren Wirthskinder, und das erllärt Manches; sie des Wammwirths Tochterlein von Schlectnau, er des Löwenwirths Sohn von Breitenau. Zu diesem Bundesfest zwischen „Löwe“ und „Wamm“ waren, wie die „Wiesenthaler Jtg.“ berichtet, 500 Personen eingeladen; man deckte aber vorzüglicher Weise gleich für 600. Das ganze Gasthaus war bis unter das Dach ausgeräumt, um die Gäste alle unterzubringen. Auf etwa vierzig Fuhrwerken kamen die von auswärts geladenen Festgäste herangerastet und boten in ihren bunten Volkstrachten ein schönes, interessantes Bild. Wie es sich bei einer richtigen Hochzeit, zumal bei einer Bauernhochzeit, gebührt, wurde der Hauptnachdruck auf Aßung und Labung gelegt. Drei Centner Ochsenfleisch, vier